Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hrsg.)
Konstruierte (Fremd-?)Bilder

Konstruierte (Fremd-?)Bilder

Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Christoph Augustynowicz und Agnieszka Pufelska

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Fritz Thyssen Stiftung
für Wissenschaftsförderung

Gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung

ISBN 978-3-11-050012-7
e-ISBN (PDF) 978-3-11-049979-7
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-049747-2

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Umschlagabbildung: Darstellung Katharinas II. im Tafelaufsatz aus dem Dessert-Service, Geschenk Friedrichs des Großen, KPM-Porzellan, akg-images AKG139982
Satz: le-tex publishing services GmbH, Leipzig
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Einleitung —— 1

Wolfgang Schmale
Das östliche Europa: (Fremd-?)Bilder im Diskurs des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus. Eine Keynote —— 11

Teil I: **Polyforme Langfristigkeiten**

Marija Wakounig
Zur Perzeption von Sigismund Herbersteins *Moscovia* im 18. Jahrhundert: Kontinuitäten und Brüche —— 30

Magdalena Andrae
Kulturen in Begegnung: Reisende im Reich Peters des Großen —— 42

Dariusz Dolański
Das Russlandbild in Polen – eine Rezeption auf westlichen Umwegen —— 57

Steven Müller
Eine Aristokratie für Russland? – Bewertungen des Regierungsantritts Zarin Annas 1730 durch den Wiener Kaiserhof —— 71

Teil II: **Funktionale Inszenierungen**

Kerstin S. Jobst
Russländisch-imperiale Image-Produktionen im ausgehenden 18. Jahrhundert: Visualisierungen der Reise Katharinas II. in den „russischen Süden“ —— 94

Róisín Healy
Polen als Vorbild in Irland im späten 18. Jahrhundert —— 108

Agnieszka Pufelska
Das koloniale Verständnis von Osteuropa in der Zeit der Aufklärung – ein theoretischer und empirischer Erklärungsversuch —— 121

Marc Banditt
Terra Incognita Polonia? Die Wahrnehmung Polen-Litauens aus Sicht der Danziger Naturwissenschaftler im 18. Jahrhundert —— 143

Teil III: **Multidimensionale Transfers**

Tilman Plath
Nördlich, westlich oder östlich? – St. Petersburg als Forschungsobjekt und Wissenschaftsstandort deutschsprachiger Wirtschaftswissenschaftler Ende des 18. Jahrhunderts —— 164

Klemens Kaps
Kulturelle Vorstellungswelten der Politischen Ökonomie: Bilder des *habsburgischen Ostens* im kameralistischen Diskurs zwischen den Wendejahren 1683 und 1815 —— 179

Agnieszka Dudek
Das Leben und Werk von Leopold Johann Scherschnik (1747–1814) als ein Beispiel schlesischer Hybridität —— 200

Christoph Augustynowicz
Bildproduktionen an der Peripherie. Der Fall der kleinpolnischen Stadt Sandomierz —— 211

Abbildungsverzeichnis —— 229

Autorenverzeichnis —— 230

Einleitung

Osteuropa ist derzeit vor dem Hintergrund politischer Entwicklungen und der wirtschaftlichen Krise in Europa in mancherlei Munde: Permanent und latent werden über die Medien Vorstellungen von der Rückständigkeit „des Ostens", von unausgebildeten Arbeitskräften und der zivilisatorischen Kraft des westeuropäischen Kapitals transportiert; auf der Ebene der Ereignisse wird diese Diskussion im aktuellen Zusammenhang laufend von Eindrücken imperialer Expansion auf der Krim und in der Ukraine, sowie von der Flüchtlingsdebatte überlagert, Fragen nach Zuständigkeiten und Verantwortungen werden damit nicht nur aufgeworfen, sondern auch nachhaltig emotionalisiert. Vor diesem Hintergrund sind integrative Perspektiven auf gesamteuropäische Motive in den letzten Jahren rar, ihre Kolportage und Diskussion verhalten bis leise geworden.

Als ein derartig genuin gesamteuropäisches Projekt gilt zumindest in der einschlägigen Fachwelt die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Faktisch wird sie aber noch immer vorwiegend als westeuropäische Geistesströmung und im Kontext westeuropäischer Entwicklungen der Frühen Neuzeit untersucht. In der jüngeren synthetischen Historiographie wurden die Aufklärung und das 18. Jahrhundert als wesentliche Schritte hin zu einer Globalgeschichte wahrgenommen[1] – die Revolutionen von 1776 und 1789 gar als „ideologische Konsequenzen von weltweiter Bedeutung"[2]. Umso signifikanter ist die Diskrepanz, dass die Forschung zum östlichen Europa im 18. Jahrhundert trotz hervorragender Leistungen in den jeweiligen Historiographien auf synthetischer Ebene nach wie vor auf veraltetem Stand wahrgenommen wird. So bezieht sich Barbara Stollberg-Rilinger in einer aktuellen und breitenwirksamen Synthese zur Aufklärung hinsichtlich Russland auf Literatur von 1984, hinsichtlich Mittel- und Osteuropa gar von 1979.[3] Hinsichtlich der in den Transmitter-Sprachen (deutsch, englisch) erschienenen Publikationen mag dies sogar der tatsächliche Stand der Dinge sein – umso deutlicher wird aber somit das Desiderat einer umfassenden, aber auch kritischen Heranführung moderner methodisch-theoretischer Instrumentarien und Erwägungen an die Wahrnehmung der Aufklärung von West und Ost.

Den daraus entstehenden Desideraten der Geschichtsschreibung kam eine von 16. bis 18. Mai 2013 in Wien unter dem Titel „Das östliche Europa. (Fremd-?)Bilder

1 Jürgen Osterhammel, Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert. München 1998.

2 Christopher A. Bayly, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914. Frankfurt am Main/New York 2008, S. 110.

3 Barbara Stollberg-Rilinger, Die Aufklärung. Europa im 18. Jahrhundert. Stuttgart ^{2}2011, S. 291.

DOI 10.1515/9783110499797-001

im Diskurs des 18. Jahrhunderts“ abgehaltene Konferenz[4] nach, im Rahmen derer die meisten der in diesem Band veröffentlichten Beiträge entstanden. Angesichts der vielfachen *turns*, die während der letzten Jahr(zehnt)e in den historisch ausgerichteten Kulturwissenschaften postuliert wurden, sollten hier zwei in näheren Augenschein genommen werden, der postkoloniale zum einen und der piktorale zum anderen.[5] Vor diesem Hintergrund veränderter geopolitischer Imaginationen sollen die Denknester *postkolonial* und *Aufklärung* zusammengeführt werden, wurde ihnen doch jüngst eine Reihe grundlegender Gemeinsamkeiten zugestanden: Beide bezeichnen eine Periode, eine politische Ordnung, einen cluster von Ideen mit dem Potential zum theoretischen Ansatzpunkt, mithin eine Art zu denken, beide sind letztlich in nationalen Paradigmen verhaftet.[6] (Bild-)Sprache und Ort bzw. ihre Konnotation zueinander sind im polylingualen und -konfessionellen Kontext des östlichen Europa zentral; Ort und örtliche Unangebrachtheit werden auch hier zu zentralen Bestimmungsmerkmalen (post)kolonialer Narrative. Jedenfalls liegt dem sprachlichen und bildlichen Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie in Bezug auf das östliche Europa eine grundlegende definitorische Grundlage zugrunde, nämlich die der Differenz, die ihrerseits Identität konstituiert.[7]

Fremdes wurde dabei häufig stereotyp disqualifiziert, das Eigene überhöht und so als System bestätigt. Weiter gedacht ist das Zusammentreffen (West-)Europas mit dem Anderen als dialektischer Prozess (*Othering*) im Sinne einer Beziehung zwischen dominierend und dominiert somit ein grundlegender postkolonialer, aber auch piktoraler Ansatz. Vor allem die Idee des Orientalismus als kulturelles Untersuchungsfeld[8] kann hier methodisch weiterführend anregen: Ebenso wie die sprachliche Zuordnung von stereotypen Attributen das Bild des Orient[9] prägte, prägte auch ein fixer Bildbestand die Wahrnehmung des östlichen Europa;

4 Vgl. den Konferenzbericht von Elisabeth Haid in http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=4891&view=pdf&pn=tagungsberichte&type=tagungsberichte (Zugriff: 29.01.2016), der auch für die vorliegende Einleitung verarbeitet wurde.

5 Vgl. dazu grundlegend: Doris Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg ^{2}2007, S. 184–237 und 329–380, zum Forschungsstand vgl. Margaret Dikovitskaya, Visual Culture. The Study of the Visual after the Cultural Turn. Cambridge/London 2006, S. 6–45.

6 Lynn Festa-Daniel Carey, Introduction: Some Answers to the Question: „What is Postcolonial Enlightenment“. In: Daniel Carey/Lynn Festa (Hg.), The Postcolonial Enlightenment. Eighteenth-Century Colonialisms and Postcolonial Theory. Oxford 2009, S. 1–33, hier S. 7 f.

7 Bill Ashcroft/Gareth Griffiths/Helen Tiffin, The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures. London/New York ^{2}2002, S. 23–25.

8 Ebenda, S. 30 f. und 164–166.

9 Vgl. Edward W. Said, Orientalismus. Frankfurt am Main 2009, S. 88 f. und 142 f.

ebenso wie im Orient erfanden, adaptierten und importierten vor allem Reisende spezifische Bilder des östlichen Europa.

Derart entworfene und entstandene Denkfiguren haben somit das Potential, via Fremdwahrnehmung Eigenes wahrzunehmen und zu thematisieren. Ihre Erforschung erfordert gleichzeitig die Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung von Feind- und Freundbildern, der durch die technisch-medialen Entwicklungen des 18. Jahrhunderts zur Bildproduktion und -distribution dynamisiert wurde,[10] die ihrerseits wiederum eine breitere kulturelle Definition des Begriffes erforderte und nach wie vor erfordert: Spiegelbilder, Traumbilder, Vorstellungsbilder, Feindbilder, all sie waren in ein neues, von den Umbrüchen des 18. und 19. Jahrhunderts geprägtes Bildverständnis und den daraus resultierenden forcierten „Verschränkungen zwischen Bild- und Textkulturen“[11] eingeschrieben. Das Zustandekommen von Feindbildern ist besser untersucht als der für sich selbst schon ungewöhnliche Ausdruck eines „Freundbildes“. Dennoch bleiben beide aufeinander bezogen: Das „Feindbild“ macht den unsichtbaren Gegner sichtbar; das Freundbild, d. h. die gestalthafte Selbstzuschreibung von Identität in Rückgriff auf eine Tradition, dient als Kraftverstärkung.[12] Die Suche nach kollektiven „Kraftverstärkern“ fungierte im Dynamisierungsprozess des 18. Jahrhunderts sozusagen als eine Insel der Macht im Umfeld einer ansteigenden Unverfügbarkeit und Ohnmacht. Diese Ohnmacht-Machtverschiebung ist typisch für die Herausbildung von Freund- und Feindbildern, die ihrerseits eine – zumeist religiös konnotierte – Tradition haben, die auf die aktuelle Situation zugeschnitten wird. Insofern haben wir spätestens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit einer stets steigenden religiösen und politischen Überhöhung von Fremd- und Selbstzuschreibungen zu tun, die aggressives gesellschaftliches Handeln in einer Ausnahmesituation vorbereiteten und im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre ganze Kraft – gerade im Ost-West-Verhältnis – entwickeln konnten.

Vor diesem methodischen Hintergrund werden im vorliegenden Band Bilder vom östlichen Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts freigelegt und der Frage nachgegangen, ob hier ein standardisiertes Repertoire von Bildern existierte und ob die jeweiligen Bilder kolonialen Mustern von Zentrum-Peripherie zuzuordnen sind. In diesem Sinne sollte Larry Wolff’s These eines von der Aufklärung „erfun-

10 Peter Burke, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen. Berlin 2003, S. 93 f.

11 Birgit Mersmann-Martin Schulz, Kulturen des Bildes – zur Einleitung. In: Birgit Mersmann/Martin Schulz (Hg.), Kulturen des Bildes. München 2006, S. 9–17, hier S. 15.

12 Heinz-Dieter Kittsteiner, ‚Iconic turn‘ und ‚innere Bilder‘ in der Kulturgeschichte. In: Heinz-Dieter Kittsteiner (Hg.), Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. Paderborn 2004, S. 153–183.

denen Osteuropa“[13] neu reflektiert und überprüft werden. Konkret ging es auf der Tagung in Wien im Mai 2013 um die Frage nach der negativen (Bild-)Kodierung der osteuropäischen Länder im Zuge des aufgeklärten Rationalisierungsprozesses und der damit eng verbundenen und durch die europäischen Machtstrukturen kulturalistisch definierten Aufteilung in das westliche Zentrum und östliche Peripherie. Gleichzeitig war die Tagung bestrebt, die methodischen oder theoretischen Ansätze aus der westeuropäischen oder globalen Geschichte dezidiert auf Osteuropa zuzuschneiden und sie anhand von osteuropäischen Beispielen zu überprüfen. Ziel dieser methodischen Verifikation war der Versuch, eigene Theoreme zu etablieren, die auf die Notwendigkeit eines gesamteuropäischen Fachhorizontes hinweisen sollen.

Die Szene der BeiträgerInnen, die sich dieser Aufgabe im vorliegenden Band in Detailstudien stellen, setzt sich nicht nur international und interdisziplinär zusammen, sondern zeichnet sich auch durch eine gezielt und bewusst große Bandbreite an akademischen Generationen von Doktorandinnen und Doktoranden bis hin zu Habilitierten aus; Nachwuchsförderung wird damit ebenso betrieben wie thematische und disziplinäre Neuvernetzung. Alle Beiträge verfolgen vor allem folgende beide Forschungsfragen

- Gibt es ein standardisiertes, kanonisiertes Repertoire von Bildern im weiteren Sinne zur Darstellung der West-Ost-Dichotomie? Wie sieht dieses aus, mit welchen Mitteln wird es wie effizient eingesetzt?
- Sind die verwendeten Bilder einem kolonialen Muster von Zentrum und Peripherie einzuschreiben? Welche Phasenverschiebungen und Langzeitwirkungen sind in diesem Sinn feststellbar?

Zwar wurde der Raum des östlichen Europa im 18. Jahrhundert nicht zuletzt durch Reiseberichte diskursiv erschlossen, es existierte jedoch noch keine einheitliche Wahrnehmung von Osteuropa, wie Wolfgang Schmale in seiner Keynote betonte und im Laufe der Konferenz in einer Reihe von Fallbeispielen gezeigt werden konnte. Osteuropa war keine Bezeichnung des 18. Jahrhunderts, auch bezogen sich die von Wolff angeführten Argumentationsmuster nicht ausschließlich auf den osteuropäischen Raum. Ähnliche hierarchische Sichtweisen konnten auch auf das eigene Land angewendet werden, Feinde wurden als Barbaren klassifiziert, unabhängig von ihrer geographischen Verortung. Pejorative Stereotype in Bezug auf osteuropäische Länder wären in diesem Sinne nicht absolut zu sehen, sondern

13 Larry Wolff, Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford 1994.

vom jeweiligen Kontext abhängig. Der These Wolffs von der Erfindung Osteuropas zur Konstituierung Westeuropas setzt Schmale die im 18. Jahrhundert entwickelte Vorstellung einer gesamteuropäischen Kultur entgegen, welche etwa in der Ikonographie Ausdruck fand. Der Rückgriff auf die Antike als Wahrnehmungsmuster und die Einbeziehung Griechenlands in die Kultur Europas bildeten hier ein wichtiges Element. Schmale zeigt etwa am Beispiel Polens, dass auch andere Regionen des östlichen Europa daran teilhatten. Die in der Aufklärungsforschung dominierenden Ost-West-Gefälle wurden somit zwar als Vergleichseinheiten angenommen, aber grundlegend und konzeptionell in Frage gestellt und für obsolet erklärt. Sehr wohl ging es dabei um die Betonung der besonderen Entwicklungen im östlichen Europa und ihre gleichzeitige Verankerung in den gesamteuropäischen Tendenzen und Entwicklungen. Damit hinterfragt Schmale die These von Wolff und schlägt gleichzeitig vor, verstärkt auf die methodischen Ansätzen wie Postcolonial- und Genderstudies, Transfer- und Verflechtungsgeschichte oder Hybridität der Räume zurückzugreifen, um hierarchisierenden Interpretationsmustern jeder Art zu entkommen.

Dass chronologische Eingrenzungen auf das 18. Jahrhundert kaum die Dynamik von bestimmten Wahrnehmungsbildern fassen können, haben die Beiträge von Marija Wakouning, Magdalena Andrae, Dariusz Dolanski und Steven Peter Müller plastisch verdeutlicht. Gleichzeitig aber haben sie bekräftigt, dass diese zeitübergreifenden Bildproduktionen von Widersprüchen und Ambivalenzen beherrscht sind und keine lineare Entwicklung erkennen lassen. Marija Wakounig befasst sich im Speziellen mit der Rezeption der „Rerum Moscoviticarum Commentarii“ (1549) von Sigismund von Herberstein im 18. Jahrhundert. Herbersteins breit angelegte Beschreibung des als *terra incognita* geltenden Moskauer Staates basierte auf zwei diplomatischen Reisen in österreichischen Diensten und brachte ihm den Ruf als „Entdecker Russlands“ ein. Das Werk erfuhr rasch große Popularität und beeinflusste eine Reihe späterer Werke. Mit dem neu erwachten Interesse an Russland zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfuhr auch Herbersteins „Moscovia“ neue Beachtung. Neben Kontinuitäten in der Rezeption wie Zuschreibungen von Despotismus und Sklaverei zeigt Wakounig die Wiederbelebung und Neuinterpretation ausgewählter Themen am Beispiel der Warägerfrage. Während Herberstein noch zwei Interpretationen für die in der Nestorchronik als Staatsgründer genannten Waräger angeboten hatte (als Skandinavier oder als der slawische Stamm der Wagrier), entwickelte sich im 18. Jahrhundert die Frage zu einer heftigen Kontroverse unter oft politischen Vorzeichen (Normannistenstreit). Magdalena Andrae widmet sich den Reiseberichten von Johann Georg Korb und Friedrich Christian Weber aus dem frühen 18. Jahrhundert. Beiden Berichten lagen diplomatische Reisen nach Russland zugrunde: Korb im Dienste Kaiser Leopolds I. 1698/99 und Weber im Dienste des Kurfürstentums Hannover 1714–19. Vor dem Hintergrund des Modells

der 4 Modi des Fremderlebens nach Ortfried Schäffter vergleicht Andrae den Blick der beiden Autoren auf das petrinische Reich anhand von drei unterschiedlichen Bereichen: Tischkultur, Religion und Körperlichkeit. Sie veranschaulicht dabei die Bedeutung, welche Korb und Weber der Disziplinierung des Volkes durch den Herrscher zuschrieben. Dass Fremdbilder teilweise auch auf indirektem Wege rezipiert wurden, verdeutlicht Dariusz Dolański anhand polnischer Schriften zu Russland. Anders als im 16. und 17. Jahrhundert hätten polnische Studien zu Russland im 18. Jahrhundert kaum auf ruthenische und russische Materialen zurückgriffen. Exemplarisch zeigt er, dass sie sich vorwiegend auf ältere polnische und insbesondere auf westliche Schriften stützten. Kenntnisse der russischen Historiographie scheinen praktisch nicht vorhanden. Dolański spricht in diesem Sinne von einer Rezeption auf westlichen Umwegen. Steven Peter Müller nimmt sich der Thronfolge der ehemaligen Regentin von Kurland Anna nach dem plötzlichen Tod Zar Peters II., ihrer Perzeption durch die Vertreter des Wiener Kaiserhofes und der gleichzeitigen Diskussionen um eine Umgestaltung des politischen Systems im Jahr 1730 an; anlässlich der unerwarteten und ungeplanten Thronübernahme planten nämlich unterschiedliche und zueinander kaum koordinierte Adelsmilieus an der Spitze des Russländischen Reiches die Veränderung der Verfassung zugunsten gesteigerter adeliger Partizipation bis hin zur Herrscherwahl. Wichtigster Akteur ist der in Moskau gut integrierte und informierte kaiserliche Gesandte in Moskau Franz Karl Wratislaw von Mitrowitz. Zentral ist sowohl für das Russländische Reich als auch für das Habsburgerreich die Wahrung des Status Quo im Sinne politischer Interessen (Militärbündnis); hinsichtlich Antagonismen stehen andere Bruchlinien im Vordergrund, etwa die Konkurrenz zu Spanien für den kaiserlichen Vertreter oder die Zurückdrängung der Familien Dolgorukij und Golicyn für die Zarin. Müller macht klar, dass neben diesen innen- und außenpolitischen Konstellationen stereotype Russland-Bilder in Wratislaws Korrespondenz keine Rolle spielen.

Transnational agierende Wahrnehmungsbilder vom östlichen Europa sind häufig Produkte von bewusster Inszenierung, die eingesetzt werden, um bestimmte Ziele zu erreichen, wie die Beiträge von Kerstin Jobst, Róisín Healy, Agnieszka Pufelska oder Marc Banditt hervorgehoben haben. Es sind immer mentale und historische Vorgänge bzw. Wertesysteme der Gesellschaft oder der dominierenden Machtstrukturen, die zur Etablierung und Funktionalisierung bestimmter Osteuropawahrnehmungen führten. Den Faktor der Selbstdarstellung nimmt der Beitrag von Kerstin Jobst (Wien) in den Blick. Sie zeigt die sogenannte Taurische Reise Katharinas II. im Jahr 1787 als legitimistische Performance zur Sicherung des russischen Neuerwerbs der Krim. Jobst fokussiert dabei im Speziellen die an die europäische Öffentlichkeit gerichtete Botschaft: Entgegen einer oft angenommenen Rückständigkeit sollte insbesondere die russische Aufbaukraft auf der Krim gezeigt werden. Unter Rückgriff auf das antike Taurien wollte man hier westliche Kultur

re-implementieren. Russland positionierte sich mit dieser Zivilisierungsmission als Teil Europas und handelndes Subjekt. Die Inszenierung, so Jobst, zeigte im Hinblick auf die europäische Öffentlichkeit im Großen und Ganzen Erfolg, wenngleich sie bei manchen Kritik und Zweifel, aber auch eine gewisse Furcht angesichts der Erfolge Russlands aufkommen ließ. Róisín Healy beleuchtet die politische Bedingtheit des Polenbildes in Irland im Sinne einer gemeinsamen Erfahrung von Fremdherrschaft. Nicht eine Grenze zwischen Ost und West, sondern eine Grenze zwischen Unterdrückern und Unterdrückten erscheint hier entscheidend. Während bis ins späte 18. Jahrhundert auch in Irland negative Vorstellungen von Polen, von chaotischen Zuständen und Leibeigenschaft, vorherrschten, änderte sich die Einstellung mit den Teilungen Polens: Polen wurde – sowohl von konservativer als auch von radikaler Seite – zum Objekt des Mitleids und zum Vorbild. Zu der Polenbegeisterung liberaler Kreise in Bezug auf die Verfassung kam in Irland als wesentliches Element die Behauptung der Souveränität hinzu und erzeugte Vorstellungen von geistiger Verwandtschaft. So wurden etwa Parallelen zwischen Kościuszko-Aufstand und irischer Rebellion, zwischen Einigungsakt und dritter Teilung Polens gezogen. Agnieszka Pufelska zeigt etwa anhand von preußischen Polen- und Russlandbildern die Inhomogenität und Brüche im Osteuropabild des 18. Jahrhunderts. Zum einen nahmen hier Polen und Russland oft unterschiedliche oder gar gegensätzliche Rollen ein, zum anderen wechselten die Bilder im Kontext der politischen Verhältnisse. Hatte sich mit der Regierung Peters I. das Bild von Russland in positivem Sinne von einem barbarischen Land zur ernstzunehmenden Großmacht gewandelt, änderte sich dies in Preußen wiederum mit den steigenden politischen Konflikten und machte während des Siebenjährigen Krieges Feindbildern der Kriegspropaganda Platz. Nach Friedensschluss knüpfte man jedoch an die früheren positiven Assoziationen an, welche nun durch die aufgeklärte Stilisierung von Katharina II. gestärkt wurden. Im Kontext der Absolutismuskritik Ende des 18. Jahrhunderts nahm dagegen Russland wiederum die Rolle eines Despotenstaates mit asiatischer Konnotation ein. Eine ganz andere Entwicklung nahm das Bild von Polen, welches sich vom Bollwerk der Christenheit zum Inbegriff von Anarchie und sozialer Ausbeutung wandelte und Ende des 18. Jahrhunderts in liberalen Kreisen wiederum Anerkennung in Bezug auf die polnische Verfassung fand. Marc Banditt beleuchtet vor dem Hintergrund pragmatischer, von den Zeitgenossen vor allem historisch argumentierter Verflechtungen der Stadt Danzig mit der Republik Polen-Litauen grundlegende zivilgesellschaftliche Impulse bürgerlicher Danziger naturwissenschaftlicher Sozietäten. Die Mitglieder der „Naturforschenden Gesellschaft“ waren hauptsächlich gebürtige Danziger, ihre Interesse hinsichtlich Forschung und gemeinnützige Tätigkeit (Spitalswesen, Landschaftsregulierung) lokal fokussiert. Banditt kanalisiert seine Gedanken hin zur seit 1754 fassbaren und letztlich gescheiterten Idee einer Danziger Akademie: Diese sei gemäß der

Intention ihres *spiritus rector* Daniel Gralath ein Abbild der Herrschaftsverhältnisse gewesen, da sie nicht der Republik, sondern dem König unterstellt war. Eingebettet werden ferner die Bemühungen Józef Aleksander Jabłonowskis um Nutzung der Danziger Expertise, sowie das Verhältnis der Gesellschaft zu König Stanisław August Poniatowski, dem es erstmals gelang, Danziger wissenschaftliche Kapazitäten dauerhaft nach Warschau zu ziehen und damit auch eine Öffnung der Gesellschaft zumindest einzuleiten. Somit blieb die Perspektive der Danziger Gelehrtenwelt des 18. Jahrhunderts lokal gebunden.

Die in der Historiographie nach wie vor dominierenden traditionellen Annahmen, angefangen von *clash of civilizations*-Vorstellungen bis hin zu einem vektoriellen Verständnis von Kulturtransferprozessen, die angeblich immer nur in einer Richtung verlaufen, haben die Beiträge von Tilman Plath, Klemens Kaps, Agnieszka Dudek und Christoph Augustynowicz sehr aufschlussreich hinterfragt. Vermeintlich bekannte Wahrnehmungsvorgänge erscheinen in neuem Licht, wenn man sie auf eine bestimmte Ortsebene verschiebt, aus der Perspektive einer einzelnen Person betrachtet oder wenn man sie im konkreten Rahmen wie z. B. dem der Statistik analysiert. Tilman Plath behandelt Wahrnehmungen zur Veränderung Russlands unter Peter I. in wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten. Dabei zeigt er St. Petersburg zugleich als wissenschaftlichen Standort und als Forschungsobjekt. Nach einer Kontextualisierung in der Entwicklung der Statistik vom älteren Modell der Stadtbeschreibung zur neuen Statistik im Bereich des Außenhandels geht Plath näher auf die Werke dreier Wissenschaftler vom Ende des 18. Jahrhunderts ein: Wilhelm Christian Friebe als Vertreter der neuen Statistik, Johann Gottlieb Georg in der Tradition der Stadtbeschreibung und Heinrich Friedrich von Storch als Zusammenführung dieser beiden Traditionen. Plath zeigt den zentralen Stellenwert, welchen alle drei Autoren der Triade Peter I. – St. Petersburg – Handel bei ihrer Kontrastierung des neuen mit dem „alten Russland" beimaßen. Auf wirtschaftliche Diskurse in einem anderen Bezugsrahmen geht Klemens Kaps ein. Er zeichnet diskursive Verortungen der Habsburgermonarchie und ihrer internen Trennlinien im Kontext des Kameralismus nach, welcher auf die wirtschaftliche Hebung des Landes zielte. Die scharf gezeichneten Gegensätze, etwa arbeitsam und träge, wurden dabei häufig auf institutionelle Ursachen wie das Untertanenwesen zurückgeführt. Im Lauf des 18. Jahrhunderts sei eine zunehmend räumliche Codierung festzustellen, wie Kaps am Beispiel der amtlichen Berichte des Hofkriegsrats von 1771/72 vor Augen führt. Allerdings waren hier negative Zuschreibung auch in Bezug auf Kernländer der Habsburgermonarchie zu finden und zudem oft lokal differenziert. Eine Ost-West-Linie lasse sich erstmals Ende des 18. Jahrhunderts anhand der negativen Bewertung Galiziens und Ungarns zeichnen. Während der Kameralismus die Verhältnisse als Ergebnis sozipolitischer Prozesse betrachtete und deren Reformierung anstrebte, gewann mit dem Scheitern der josephinischen Reformen

ein Diskursstrang an Einfluss, welcher die Faulheit der slawischen Bauern als anthropologische Konstante betrachtete. Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert markiere somit die Wende von Reformierungsdiskursen zu einer Essentialisierung ethnischer und kulturelle Kategorien. Agnieszka Dudek fokussiert Schlesien in seiner kulturellen, sprachlichen und religiösen Vielfalt und zeigt in Anlehnung an Homi Bhabha den vielseitigen Gelehrten, Pädagogen und Kommunalpolitiker Johann Leopold Scherschnik aus Teschen als Beispiel für Hybridität. Scherschnik, so Dudek, vereinte schon als Jesuit und Aufklärer Widersprüche in sich. Zudem vereinte er die unterschiedlichen Sprachen und Kulturen Schlesiens, wie sie etwa unter Verweis auf seine Sprachkenntnisse und anhand des von Scherschnik verfassten Biographischen Lexikons zu Teschener Persönlichkeiten unterschiedlicher Konfession und Herkunft zeigte. Scherschnik stehe somit nicht nur für die Aufhebung von Dichotomien und Grenzüberschreitung, sondern rückte zudem die Peripherie in den Brennpunkt. Christoph Augustynowicz thematisiert am Beispiel der kleinpolnischen Stadt Sandomierz, wie Bildproduktionen an der Peripherie gesamteuropäische Diskurse mitprägten. Dabei lasse sich keine ausdrückliche Ost-West-Dichotomie feststellen, jedoch durchaus West-Ost oder Ost-West-Bewegungen der jeweiligen Ideen. Zum einen führte er die Ritualmord-Vorstellungen an, welche von England ausgehend im 16. Jahrhundert auch Polen-Litauen erreichten. Zu den spektakulärsten Fällen im 18. Jahrhundert zählten auch die Ritualmordbeschuldigungen in Sandomierz. Die Vatikanische Politik des 18. Jahrhunderts lehnte dagegen Ritualmordvorstellungen ab und betrachtete sie als Symptome der Peripherie. Die umgekehrte Richtung nahm die Idee des Vampirismus, welche zu Beginn des 18. Jahrhunderts von der Grenze zum Osmanischen Reich in deutschsprachige Gebiete und in die wissenschaftlichen Debatten Europas drang. In diesem Fall stand Sandomierz mit einer Publikation des Jesuiten Gabriel Rzączyński aus dem Jahr 1721 am Anfang des Diskurses, welcher von prominenten Vertretern der Aufklärung perpetuiert wurde. Zunehmend stand das Bild des Blutsaugers allerdings auch als Metapher für sozio-ökonomische Abhängigkeiten und konnte Vorstellungen von Rückständigkeit zusätzlich aufladen.

Insgesamt zeigt der Band eindrücklich die Vielfalt der Bilder vom östlichen Europa im 18. Jahrhundert und ihre Dynamik und konnte Vorstellungen von einer linearen Entwicklung oder teleologischen Kontinuität stereotyper Wahrnehmungen aufbrechen und verfestigte Wissensordnungen des Faches Geschichte vor allem hinsichtlich der Auseinandersetzung mit dem Aufklärungsprozess in Frage stellen. Auch lassen sich die unterschiedlichen Bilder nicht auf eindimensionale Wahrnehmungen von Zentrum und Peripherie beschränken, geschweige denn die in der Aufklärungsforschung stets präsente und erkenntnishemmend wirkende Ost-West-Dichotomie. Vielmehr wurde in manchem Kontext das Konzept des Netzwerks nahegelegt, um die unterschiedlichen Informations- und Diskursströme zu

beschreiben. Alle Beiträge lassen somit erkennen, dass die zeit- und grenzübergreifenden Wahrnehmungen, Projektionen, Interpretationen und (Feind-)Bilder von östlichen Ländern keine homogenen oder objektiven, sondern grundsätzlich polyvalente und kontextualisierte Phänomene bezeichnen, auch wenn überraschende Gleichklänge festzustellen sind. Obgleich die Ergebnisse der Konferenz somit die Existenz einer Einheit „Osteuropa" im 18. Jahrhundert in Frage stellten, führten sie vor Augen, welch essenziellen und integralen Beitrag die Osteuropäische Geschichte für die europäische und die Globalgeschichte leistet.

Unser abschließender Dank gilt allen, die zum Gelingen der Konferenz und des Bandes beigetragen haben, insbesondere der Fritz Thyssen-Stiftung für die finanzielle Ermöglichung der Abhaltung der Konferenz und der Drucklegung des vorliegenden Bandes.

Die Herausgeber, Januar 2016

Wolfgang Schmale

Das östliche Europa: (Fremd-?)Bilder im Diskurs des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus. Eine Keynote

Erbe-Kultur als Kultur der Restitution

Abb. 1: Sofia, Rotunde Sveti Georgi (Foto: W. S.).

Sofia – inmitten der kleinen römischen Ausgrabungsstätte an der Rotunde Sveti Georgi: Die römischen Reste von Serdica stammen aus dem 2. Jahrhundert nach Chr., die Kirche ursprünglich aus dem 6. Jahrhundert, sie steht am Platz eines noch älteren Tempels. Später wurde sie als Moschee genutzt, dann als Mausoleum und schließlich wieder als Kirche. Das Ensemble wurde im letzten Jahrhundert umbaut, sodass ein Innenhof entstand, der sich mitten im Stadtzentrum wie eine Oase ausnimmt.

Die freigelegten römischen Reste, die sich abschnittsweise bis zur Banja Baši-Moschee von 1576, die kein Museum ist, sondern als Moschee genutzt wird, ziehen

DOI 10.1515/9783110499797-002

und auch ein Stück von Cardo und Decumanus umfassen, evozieren ähnliche Reste in ganz anderen Städten – z. B. Jerusalem oder Köln oder Paris.

Es überwiegt bei diesem oberflächlichen historischen und aktuellen Augenschein das, was visuelle Brücken in Europa baut, und zwar deshalb, weil es so oder ganz ähnlich auch anderswo vorkommt: Gemeint ist die Anlage und Pflege von Ausgrabungsstätten mitten in Städten, die Pflege von historischen Gebäuden, deren ausgesuchte Aufnahme in das UNESCO Welterbe und so fort. Diese Erbe-Kultur hebt – wie das Web – die „Zeiten dazwischen" in gewissem Sinn auf. Es lässt das, was zu gewissen Zeiten als fremd empfunden und daher verändert und angeeignet wurde, nicht mehr als Fremdes zu. „Fremdes", vermeintlich Fremdes, kann man ablehnen, ihm feindlich begegnen, es bekämpfen, es nicht mögen, es beseitigen wollen. In der Erbe-Kultur entfällt das alles. In der Erbe-Kultur wird deutlich gemacht, dass eine Kirche zur Moschee wurde, eine Moschee zur Kirche, oder mehrfach wechselnd. Allfällige noch ältere inkorporierte römische oder andere Heiligtümer werden sichtbar gemacht und erhalten, z. T. rekonstruiert.

So steht das, was man unter anderen Umständen und in anderen Zeiten als fremd ansah und möglichst verschwinden ließ, nun sich visuell simultan-synchron behauptend im Raum und hat das gleiche Recht wie das, was man gemeinhin nicht als fremd empfindet oder aus irgendwelchen ideologischen Gründen in die Kategorien nicht fremd bzw. fremd einordnet. Der Umstand, dass die Erbe-Kultur der Gegenwart eine enge Verbindung zur Tourismuswirtschaft eingegangen ist, verleiht dieser Kultur, die kein Fremdes kennt, Wirkmacht. Es ist diese Verbindung zwischen Ökonomie und Kultur, die erstmals in der Geschichte zu einem mächtigen Gegner des Denk- und Wahrnehmungsmusters des Fremden geworden ist.

Eine Erbe-Kultur unterscheidet sich von der Nationalkultur, für die abzulehnendes Fremdes zentral war (und z. T. noch ist), die das feindliche Fremde zur Selbstbestätigung benötigte. Ebenso unterscheidet sich die Erbe-Kultur von religiös oder gar national-religiös bestimmten räumlich radizierten Kulturen, sie ist in dieser Hinsicht wertneutral. Die Erbe-Kultur ist eine Kultur der Restitution, was man sich gerade an jenen Regionen des östlichen, des südöstlichen Europas vor Augen führen kann, die länger oder kürzer zum Osmanischen Reich gehört hatten und die besonders im 19. Jahrhundert im Zuge der Staatsbildungen eine Entosmanisierung betrieben. Das heißt, sie führten visuell zu einer tiefgreifenden Umgestaltung des Raums, die vom osmanisch-islamischen Erbe kaum mehr sichtbare Spuren übrig ließ. Während die Erbe-Kultur bewusst die visuellen Zeichen womöglich sehr unterschiedlicher Kulturen am selben Ort wieder erkennbar macht, herrschte gerade im östlichen Europa rund 250 Jahre lang ein gegenteiliger Prozess vor, dessen Beginn im 18. Jahrhundert vermutet wird. Bestimmten Forschungsthesen folgend, die in Wahrheit aber nicht mehr als Hypothesen darstellen, wurde das östliche Europa seit dem 18. Jahrhundert in der *mental map* Europas zu einem Raum mit

eigener, also nicht einfach mit „europäischer", Identität gemacht. Teilweise wird eine Ausdifferenzierung in mindestens zwei Räume – Osteuropa und Balkan –, teilweise eine Ausdifferenzierung in drei Räume – Ostmitteleuropa, Osteuropa und Balkan bzw. Südosteuropa vorgenommen.[1]

Auseinandersetzung mit Larry Wolff

Nach Larry Wolff wurde „Eastern Europe" im 18. Jahrhundert erfunden.[2] Man kann sein 1994 erschienenes Buch in eine Reihe mit anderen Publikationen wie Edward Saids „Orientalism" (1978)[3], Benedict Andersons „Imagined Communities" (1983[4]), (deutsch: „Erfindung der Nation", 1988), Stephen Greenblatts „Marvelous Possessions" (1992)[5] oder Maria Todorovas „Imagining the Balkans" (1997, 1999 „Erfindung des Balkans")[6] stellen. Es geht jeweils um die vereinheitlichende Imagination eines Raumes oder eines historischen Akteurs. Die Motive dieser vereinheitlichenden Imagination sind sehr unterschiedlich. Teils geht es um die Konstruktion eines „Anderen" und/oder „Fremden", das zur Konstruktion eines „Eigenen", eines Selbst oder einer Identität eingesetzt wird. Der Begriff der „Erfindung" zeigt an, dass es sich um nicht-objektive intellektuelle und mentale Operationen handelt, mittels derer ein Objekt für bestimmte Zwecke und Instrumentalisierungen konstruiert wird.

In diesem Ansatz schlägt sich die grundsätzliche erkenntnistheoretische Problematik der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Objektivität und Wahrheit ebenso nieder wie der epistemologische Ansatz von Michel Foucault, wie er ihn 1966

1 Präzise Kriterien bei Christoph Augustynowicz, Geschichte Ostmitteleuropas – Ein Abriss. Wien [2]2014. Die weiteren Abschnitte des vorliegenden Buchbeitrages sind in einer englischen Fassung Teil meines Buches „Gender and Eurocentrism. A conceptual approach to European History" (Steiner Verlag Stuttgart, 2016). Ich danke dem Steiner Verlag für sein Einverständnis, die deutsche Fassung hier veröffentlichen zu können.

2 Larry Wolff, Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford 1994.

3 Edward Said, Orientalism. New York 1978.

4 Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origins and Spread of Nationalism. London 1983.

5 Stephen Greenblatt, Marvelous Possessions. The Wonder of the New World. Oxford 1992; deutsch: Wunderbare Besitztümer. Berlin 1994.

6 Maria Todorova, Imagining the Balkans. Oxford 1997; deutsch: Maria Todorova, Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt 1999.

in „Les mots et les choses“ und 1969 in „L’archéologie du savoir“ entfaltete.[7] In dieselbe Zeit gehört das Referenzwerk von Peter L. Berger und Thomas Luckmann über „The social construction of reality“/„Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“[8].

Die Attraktivität dieser Ansätze für die Geistes- und insbesondere die Geschichtswissenschaften liegt auf der Hand, gleichwohl hat die Kritik z. B. an Saids „Orientalism“ die Frage aufgeworfen, ob dieser Ansatz tatsächlich forschungstauglich ist. Jürgen Osterhammel versuchte, mit dem Begriff der „Entzauberung“ einen anderen Weg zu gehen. In seinem Buch „Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert“[9], das viel zu Russland und zum Osmanischen Reich enthält und insoweit inhaltlich an dieser Stelle ebenfalls einschlägig ist, will er doch unter „Entzauberung“ (eigentlich ein Max Weber’scher Begriff) „einen doppelsinnigen Prozeß von widersprüchlicher Wertigkeit“ verstehen. Gemeint ist damit einerseits ein „Verlust von Sinnschätzen vormoderner Vielfalt“ und andererseits ein „Rationalitätsgewinn“.[10]

An Larry Wolffs Buch, so verdienstvoll es gewesen war, lässt sich zeigen, wie schwer es in der Praxis ist, zu repräsentativen Aussagen zu gelangen. Die meisten Studien über „Erfindungen“ im Sinne von Konstruktion und Imagination sind weit davon entfernt, *gesellschaftliche* Konstruktionen darzulegen. Diese sind viel zu komplex, als dass ein einzelner Autor oder eine einzelne Autorin sie forschend bewältigen könnte; hierzu bedürfte es sehr großer Forschungsteams – in einer Größenordnung, die in den Geisteswissenschaften nach wie vor unüblich ist; auch müsste der individualistische Habitus geisteswissenschaftlicher Erkenntnis weitgehend zurückgestellt werden. Die meisten dieser Studien halten sich an hochkulturelle Quellen, die eine eng begrenzte soziale Elite repräsentieren; und nicht einmal diese repräsentieren sie umfassend, weil zumeist auf Archivforschung verzichtet wird. Verzichtet wird zumeist auch auf Quantifizierungen, weil selbst bei den hochkulturellen Quellen nicht in die Breite, sondern nur in die Spitze gegangen wird. Oder weil man sich auf einen Quellentypus beschränkt, der nur in der Spitze, aber nicht in der Breite vorkommt.

Diese Verfahrensweisen sind immer dann legitim, wenn es darum geht, ein Forschungsfeld aufzumachen, zu umreißen und eine Debatte anzustoßen. Das ist

7 Michel Foucault, Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines. Paris 1966; ders., L’archéologie du savoir. Paris 1969.

8 Peter L. Berger/Thomas Luckmann, The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge. Garden City, New York 1967.

9 Jürgen Osterhammel, Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert. München 1998.

10 Ebenda, S. 12.

verdienstvoll genug, wenn es funktioniert, aber man muss sich davor hüten, mit diesem Zugang dauerhaft belastbare Ergebnisse produzieren zu wollen. Wie man trotz eines hochkulturellen Zugriffs in die Breite der Quellen gehen kann, zeigen viele Artikel der von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck herausgegebenen „Geschichtlichen Grundbegriffe". Und wie man diesbezüglich sehr viel mehr tun kann, indem man ein Forschungsteam darauf ansetzt, zeigt das federführend von Rolf Reichardt (seit) 1985 herausgegebene „Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820"[11], das den seriellen Charakter vieler Quellen in diesem Zeitraum nutzt, um mittels diversifizierter Methoden und Quantifizierungen zu Ergebnissen zu gelangen, die einen relativ hohen Grad an Repräsentativität beanspruchen können. Diese begriffsgeschichtlichen Exempla an dieser Stelle zu zitieren bedeutet keine Abschweifung, stecken doch in vielen der untersuchten Begriffe Konstruktionen und Imaginationen aus unterschiedlichen Epochen.

Wolff nutzte im Wesentlichen knapp zwei Dutzend hochkultureller gedruckter Quellen, für die es in seinem Buch nicht einmal ein eigenes Verzeichnis gibt: Reiseberichte und philosophisch-historiographische Werke. Dazu kommen einige Karten und Atlanten.[12] Das Gros der hochkulturellen Quellen stammt aus Frankreich und England, dazu kommen für den deutschsprachigen Bereich Lessing, Fichte und ein wenig Herder. Casanova wird breitgewalzt, Linné und Strahlenberg werden beachtet. Quellen aus der Habsburgermonarchie fehlen. Serielle Quellen wie Zeitungen und Zeitschriften, wie sie dann 2008 Ivan Parvev heranzieht (s. u.), werden nicht genutzt, sieht man von gelegentlich zitierten einzelnen Nummern ab. Archivalische Quellen spielen keine Rolle.

Dieser unterm Strich einseitige Zugriff bedingt das Ergebnis, ein Ergebnis, das in der formulierten Form nicht haltbar ist. Als Ergebnis schreibt Wolff: „Inventing Eastern Europe was a project of philosophical and geographical synthesis carried out by the men and women of the Enlightenment."[13] Das Hauptproblem seiner Schlussfolgerung ist und bleibt, dass auch die von ihm herangezogenen Autoren und Autorinnen keineswegs zu so einhelligen Formulierungen kommen,

11 Rolf Reichardt (Hg.), Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820. München 1985 ff.

12 Wolff misst den Kolorierungen der Karten große Bedeutung zu, was im Grundsatz richtig ist; allerdings ist jeweils zu klären, ob die Kolorierung, die ein konkretes Exemplar einer Karte oder eines Atlanten aufweist, im Verlag/für den Verlag nach einem vorgeschriebenen Schema erfolgte oder ob es sich um ein individuell für den Besitzer/einen Besitzer handelt. Generell ist in jedem Fall zu klären, ob man es mit einem individualisierten Exemplar oder mit einem unveränderten Verlags- bzw. Druckereiprodukt zu tun hat. Davon hängt die Repräsentativität der konkrete Karte oder des Atlanten ab.

13 Wolff, Inventing, S. 356.

dass man diese mit „Inventing Eastern Europe“ zusammenfassen kann. „Eastern Europe“ ist keine Namensgebung, kein performativer Akt des 18. Jahrhunderts. Wolff schreibt, dass es ein „Projekt“ gewesen sei, aber einen Mastermind eines Projekts benennt auch er nicht. Hätte er sich einer konkreten Methode bedient – eine Diskursanalyse nach den Regeln der Kunst wäre die beste Lösung gewesen, es hätte aber auch eine sozialhistorische Semantik nach Reichardt sein können –, so könnte man einen kollektiven Akteur, den Wolff mit „the men and women of the Enlightenment“ unterstellt, annehmen, in dessen Diskurs ein Projekt entsteht. Dazu ist die quantitative Grundlage aber zu schmal und eine strenge Methode, außer dass inhaltlich gleiche oder sehr ähnliche Aussagen ohne Beachtung einer Chronologie zu angeblichen „patterns“ verdichtet werden, ist nicht auszumachen.

Aufgrund der politischen Veränderungen seit dem späteren 17. Jahrhundert wird das östliche und südöstliche Europa wieder stärker in den europäischen Kommunikationsraum einbezogen, der gesamte Raum wird auch zugänglicher. Zunächst und vor allem für Menschen, die der höfischen und der Aufklärungs-Kultur und ihrem breiteren sozialen Umfeld zuzurechnen sind. Schon dies bedingt eine sehr spezielle hierarchisch-asymmetrische Sichtweise, die sich nicht nur als Muster in Bezug auf Beschreibungen des östlichen Europas, sondern (z. B. bei französischen Autoren) auch des eigenen Landes, seiner Dörfer und seiner Landbevölkerung erkennen lässt. Der Aufklärungsdiskurs bemächtigt sich dieser *terra incognita*, um daraus eine *terra cognita* zu machen. Die Argumentationsmuster, die sich dabei abzeichnen, werden keineswegs für diesen speziellen Zweck neu entwickelt. Beschreibungen von Sklaverei, Unfreiheit, Unzivilisiertheit etc., die Wolff zitiert, finden sich im auf West- und Mitteleuropa bezogenen Aufklärungsdiskurs genauso. Unterscheidet sich der Begriff „Volk“, der auf diesen Teil Europas bezogen wird und wie er sich beispielsweise im Diskurs über „Volksaufklärung“ entfaltet, substanziell von jenem, der in der Beschreibung östlicher und südöstlicher Regionen Anwendung findet? Finden sich in der Historiographie bezüglich West- und Mitteleuropa niemals Barbaren? Wie war das mit der Gleichsetzung von französischem „*peuple*“ und Abstammung von den Galliern einerseits und französischem Adel und Abstammung von den edlen Franken andererseits? Und so weiter. Dass im Aufklärungsdiskurs bezüglich des östlichen Europas mit ganz anderen spezifischen Mustern gearbeitet würde, wäre erst nachzuweisen.

Gleichwohl steht fest, dass hier ein großer Raum im 18. Jahrhundert diskursiv erschlossen wurde, dass vieles fremd erschien bzw. mit Beobachtungen zu anderen Kulturen in einem bestimmten Entwicklungsstand übereinzustimmen schien. Wolff verweist auf Vergleiche z. B. mit Afrika oder mit Indianern in Amerika. Dass vieles, was auf den Reisen durch Polen-Litauen nach St. Petersburg oder nach Südosten ans Schwarze Meer bzw. nach Konstantinopel beobachtet wurde, Autorinnen und

Autoren zu Charakterisierungen wie asiatisch oder orientalisch veranlasste, bedarf einer vorsichtigen Interpretation, denn diese sind nicht automatisch pejorativ.

Noch der auch von Wolff zitierte Linné ging bei seiner Klassifizierung der Menschen, die den Anfang seiner Schrift *Systema naturae* von 1735 darstellt[14], von dem traditionellen Schema der vier Kontinente aus: So führt er den *homo europaeus*, den *homo asiaticus*, den *homo afer* (d. i. africanus) und den *homo americanus* an; außerdem kennt er noch den *homo ferus*, den „Wilden", und den *homo monstrosus*. Selbst den *homo troglodytus* zählt er mit auf. Das war noch sehr frühneuzeitlich. Das Schema der vier Kontinente mit vier unterschiedlichen Menschenklassen blieb das ganze 18. Jahrhundert über relevant und wurde in den bildenden Künsten massenhaft reproduziert. Die historiographische Gattung der Menschheitsgeschichte hielt sich im Wesentlichen ebenfalls an das Schema und setzte die europäische Kultur im Singular an die Spitze der Zivilisationsgeschichte. Es wundert überhaupt nicht, dass die östliche und südöstliche *terra incognita* oftmals mit Asien identifiziert wurde, denn das Schema kannte keine kulturellen Übergangsräume. Die teilweise Zuordnung zum „Orient" widerspricht dem nicht; Wolff bringt Zitate, denen zufolge auch in Bezug auf manche Beobachtungen in Russland vom Orient geschrieben wurde. Orient und Asien sind keine verschiedenen Schemata, denn auch in der Ikonographie der Erdteile wurde die Asia manchmal eher orientalisch, manchmal eher „asiatisch" ausgestattet. Und noch etwas lehrt die Ikonographie der Erdteilallegorien, wie sie im 18. Jahrhundert gepflegt wurde: Die vier Erdteile und die vier Kulturen sind unterschiedlich und dies wird verdeutlicht, aber in den größeren und detaillierteren Darstellungen wie in der Würzburger Residenz (Tiepolo, 1752–1753) stehen sie in einem Erzählzusammenhang und in den einfacheren emblematisch verkürzenden Darstellungen bleibt immer noch die Gewissheit, dass bei allen Unterschieden nur alle vier zusammen die Welt ausmachen.[15]

Die empirischen Befunde, die in den von Wolff untersuchten Texten mitgeteilt werden, sowie die historiographischen Erkundungen lassen sich als Versuch lesen, das starre Viererschema der Kontinente und Zivilisationen aufzulockern und kulturelle Übergangsräume zu denken. Im Allgemeinen misst Wolff auffälligerweise der Chronologie und dem Umstand, dass sich seine Quellen praktisch über das gesamte 18. Jahrhundert verteilen, nicht allzu viel Bedeutung bei, gleichwohl kommt er nicht umhin festzustellen, dass zu Beginn des Jahrhunderts Polen und Russland im Prinzip dem Norden, Nordeuropa, zugeordnet werden. Das entspricht noch

14 Carl von Linné, Systema Naturae. Holmiae 1758.

15 Zu den Erdteilallegorien siehe das Forschungsprojekt unter Leitung von Wolfgang Schmale: „Diskurs- und kunstgeschichtliche Untersuchung von Erdteilallegorien im Süden des Heiligen Römischen Reiches und ihre Erschließung in einer Hypermediaumgebung" (FWF P 23980): http://erdteilallegorien.univie.ac.at/datenbank.

dem teils antiken, teils mittelalterlichen Schema.[16] Die Niederlage des schwedischen Königs Karls XII., insbesondere in der Schlacht von Poltava 1709, und die Politik Peters des Großen führten mittelfristig zu einer Veränderung der *mental map*: Russland wurde sozusagen eine eigene Sache mit einem europäischen und einem asiatischen Anteil. Die Definition Europas wurde damit komplettiert und mehr als jemals zuvor fixiert, auch wenn der Ural als östliche Grenze Europas und als Grenze zwischen dem europäischen und asiatischen Teil Russlands keinen uneingeschränkten Konsens begründete.

Larry Wolff erweckt den Eindruck, „Eastern Europe" sei ein performativer Akt des 18. Jahrhunderts, muss aber den Beweis schuldig bleiben; es ist er selber, und nur er, der dies aus den untersuchten Quellen ableitet, während die Quellen selbst mit sehr unterschiedlichen Bezeichnungen und Benamungen arbeiten.

Todorova und Parvev

Werfen wir einen Blick in Maria Todorovas Buch über die „Erfindung des Balkans". Methodisch geht sie viel stringenter als Wolff vor und nicht ohne Grund stellt sie an den Anfang eine Dekonstruktion von Saids Weg zur Annahme eines westlichen Konstrukts namens Orientalismus. Sie geht der Geschichte des Namens Balkan akribisch nach und sie zeigt, wie aus der Benennung eines Berges bzw. einer Bergkette erst nach 1800 erste Schritte zur Konstruktion eines großen Raumes namens Balkan gesetzt wurden. Sie zitiert August Zeune, der 1808 erstmals vom „Balkanhalbeiland" gesprochen haben soll. Die Bergkette trenne das südlich davon gelegene Land, das zwischen Schwarzmeer und Mittelmeer eine Halbinsel ähnlich der Iberischen Halbinsel bilde, vom Rest Europas. Ein britischer Reisender namens Walsh habe 1827 dann die Halbinsel insgesamt als „Balkan" beschrieben.[17] Damit war allerdings der sprichwörtliche Balkan noch längst nicht auskonstruiert, dies erfolgte deutlich später und umfasste mehr als den in diesen frühen Quellen so genannten Balkan.

Gehen wir in einem dritten Schritt zu Ivan Parvevs Buch „Land in Sicht.[18] Südosteuropa in den deutschen politischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts" (2008). „Südosteuropa" ist natürlich kein Quellenbegriff, wie der Autor klarstellt.

16 Piotr Kochanek, Die Vorstellung vom Norden und der Eurozentrismus. Eine Auswertung der patristischen und mittelalterlichen Literatur. Mainz 2004.

17 Todorova, Erfindung, S. 46 f.

18 Ivan Parvev, Land in Sicht. Südosteuropa in den deutschen politischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts. Mainz 2008.